

HaTikva התקווה



שלום לכולם!

Oder wie dieser Kühlschrankschrankmagnet in Jerusalem sagte:

Shalom y'all!

Die Wolken fangen an, sich herbststürmisch zu färben und die bunten Blätter taumeln schon zu tausenden zu Boden. Die Luft wird zu kalt zum Atmen und die Tage verfliegen im Grau. Diesen Herbst ein sehr schweres Grau, was soll ich sagen?

Heute, am zweiundzwanzigsten November ist meine Landung am sonnigen Ben-Gurion-Flughafen in Tel Aviv genau drei Monate her. Wie versprochen: nach drei Monaten mein erster Bericht. So steht es im Vertrag, so wird es gemacht. Doch lasst uns ehrlich sein, wenn alles so gelaufen wäre, wie in meinem Vertrag festgehalten, wären die ARD-Liveblogs nicht mit Nachrichten aus Israel voll und viele viele Menschen würden noch leben. Also trotzdem an den Vertrag halten? Heute erhielt ich mit der Post die offizielle Angleichung meines Vertrags, es scheint nicht viel, aber es ist eine Art bürokratisch verspätete Wahrnehmung dessen, was jetzt schon seit über einem Monat andauert: Krieg in Israel.

Wo fange ich an? Bei etwas, das so viel größer ist als sechs Seiten ist?

Am besten am Anfang.

Da war eine Verabschiedung am Flughafen, da waren ein paar Abschiedstränen, da war Euphorie überall, da waren betende Juden am Gate, da war ein langwieriges Check-In, da war eine gnadenlos unterkühlte Flugzeugkabine und dann war da Israel. Ganz viel Israel. So viele neue Gerüche, Sprachen und Menschen, dass ich fast geplatzt bin vor Vorfreude.

Endlich im Kfar angekommen, nahmen uns unsere israelischen Mitfreiwilligen mit einem breiten Grinsen im Gesicht in den Arm und wir lernten unsere neuen Freunde kennen. Ich glaube auch sie sind vor Vorfreude fast geplatzt, sowas kann man nicht verstecken... Sie zeigten uns die Komuna, unsere Betten, unsere Küche, unsere Sofaecke – kurz, unser neues Zuhause. Am nächsten Tag gab es dann eine Rundtour durch das Kfar und wir lernten den Ort ein wenig besser kennen. Kein schlechter Zeitpunkt, ihn auch euch zum Verlieben anzubieten:

Außerhalb von Haifa, das am Carmelgebirge direkt am Mittelmeer liegt, sitzt eine Kleinstadt auf einem Hügelrücken, Kiryat Tivon, an dessen Ortsausgang Kfar Tikva (Dorf der Hoffnung) auf einem romantischen Hügel liegt. Von hier aus kann man auf der einen Seite den Carmel und sogar bis nach Haifa sehen, auf der anderen Seite in das langgestreckte Israel Valley. Der riesenhafte Carmel verbietet zwar einen Sonnenuntergang, aber Kfar Tikva mit seinen umliegenden Olivenbäumen und dem weiten Blick ist trotzdem unüberbietbar. Das Dorf ist für etwa 250 Chaverim (die Übersetzung gestaltet sich als schwierig, irgendetwas zwischen Friend und Member) ein Zuhause. Die Member haben sowohl geistige als auch körperliche Behinderungen



Die Komuna

verschiedener Stärken, sodass sie teils in Häusern auf dem Kfargelände in Betreuung, teils in Kiryat Tivon eigenständig auch ohne Unterstützung leben. Das Kfar ist für sie (nach einer nicht allzu kurzen Weile auf der Warteliste) das ganze Leben: Beruf, Freunde, Freizeit, Essen, Feste... Später Altenheim und Pflege, manche entscheiden sich sogar bis zu ihrem Tod im Kfar zu bleiben. Ich finde das sehr rührend, auch die Familien der Member kommen einfach mal so gerne zu Besuch, weil das Kfar für alle die zweite Heimat geworden ist.

Als Beruf für die Member gibt es hier mehrere Workshops, die von den Midnavim (deutsche Freiwillige) und den Shinshinim (israelische Freiwillige) unterstützt werden. Auf die Frage, welche Rolle wir als Freiwillige im Kfar überhaupt übernehmen, antwortete Aviram (einer aus der Chefetage) einmal „You bring the fun and the life to the Kfar“ und damit waren wir mehr oder weniger tagtäglich am Vormittag in unseren Workshops beschäftigt. Witze reißen, langweilige Arbeiten lustig machen, singen und sich zum Clown machen. Es klingt so nebensächlich, aber das bringt Schwung in die Arbeit und machte unter anderem unseren Alltag und den der Member aus. Natürlich zählte zu unserer Arbeit auch, den ein oder anderen Member zu ermahnen und zur Arbeit zu motivieren, einen Streit zu schlichten (soweit auf Hebräisch möglich) und natürlich die jeweilige Arbeit im Workshop.

Wo wir gerade dabei sind, die Workshops:

Es gibt zehn Workshops, die die Member wählen können. Die bakery, in der freitags das Chala (das Brot für die Kabbalat Shabbat), die Kuchen für das Cafe Teena im Kfar und alle Geburtstagskuchen gebacken werden. Die Pinat Hei (die Tierecke oder auch Lebensecke, auch hier verzweifeln die Shinshinim beim Übersetzen), in der viele Tiere zur Therapie gehalten werden, darunter ein Esel, Alisa. Sie ist mir sehr ans Herz gewachsen. Der Stall, in dem drei Therapiepferde Unterkunft finden. Die Keramik, in der Teller, Tassen und andere wunderschöne Dinge entstehen und später verkauft werden. Nebenan, Amiras Workshop (einen anderen Namen gibt es wohl nicht), in dem schöne Handwerksprodukte auch zum Verkauf gebastelt werden. Die Or (niemand kennt die Übersetzung...), eine ganz ähnliche Arbeit wie bei Amira. Dann das Paper Mash, hier werden vor allem Giraffen und andere Kunstwerke aus Pappmaschee gebaut. Tik Shoret (der Media-Workshop des Kfars), hier werden unter anderem wöchentlich die Kfar Tikva News produziert, eine Nachrichten Show über alle neuen Begebenheiten im Kfar. Und der Ginun (der Kräutergarten), in dem darauf geachtet wird, dass die kleine Oase ihre Zauberhaftigkeit nicht verliert und dass die Freiwilligen weiter ihre Minze und ihre Zitronen (semi-legalerweise) von dort beziehen können.



Gai und ich am sägen

Ihr merkt schon, ich muss mich ziemlich zusammenreißen, um nicht von jedem Workshop viel zu lange zu schwärmen und alle Geschichten zu erzählen, die sich dort zugetragen haben, sie sind unzählbar. Einem Workshop gestehe ich das ein bisschen ein: dem Gan Yarak, dem vegetable garden, denn dort habe ich gearbeitet. Hier haben wir viele Obst- und Gemüsesorten angebaut, von Auberginen und Salat über Granatäpfel und Bananen bis hin zu Guaven und Brokoli. Am Mittag scheint die Sonne unwiderstehlich weich durch die Bananenpalmen und Bohnenranken und verwandelt den Garten in einen Ort der Ruhe und der Natur. Vormittags ernteten wir hier, rissen Unkraut aus, bauten Schränke für die Küche, wässerten den Salat, puhlten die Bohnen aus ihren Hülsen, gruben ein Beet um, bauten neue Holztrassen oder ein Hochbeet und genossen ab und zu einfach mal das schöne Wetter, die netten Menschen oder eine frische Banane direkt von der Palme. Ich habe die Member, die in diesem Workshop arbeiten, voll und ganz ins Herz geschlossen, mit ihren Zigarettenpausengesprächen, ihren Eigenheiten, mit ihren kleinen Scharmützeln, Lebensgeschichten und Outfits :)

Nach dem Mittagessen in der Cheder Ochel, dem Essensaal, übernehmen die Pnais den Alltag der Member. Die Freizeitaktivitäten werden von den 21 Freiwilligen alleine geschmissen und können allerlei Gestalt annehmen. Photography, Jewelry oder Bingo, sogar eine DJ und eine Beauty pnai haben wir veranstaltet. Ihr könnt es euch vorstellen: ein Spaß von vorne bis hinten. Ich führe lieber nicht weiter aus, wir wollen ja noch über anderes sprechen.

Ihr seht, meine Arbeit war geprägt von vor allem einem: Lachen. Klingt sehr kitschig, ist aber so. Den ganzen Tag mit Menschen mit Behinderung zu verbringen ist einfach sehr temporeich, aufrichtig, lustig und auf eine gute Weise unplanbar, dass man gar nicht umhin kommt, als selbst ein bisschen fröhlicher zu sein. Jeden Tag haben wir morgens einen Plan gemacht, was wir im Garten heute anstellen wollen und nach spätestens zwei Stunden hatten wir einen neuen Plan, der nach einigen Stunden wieder einer Umformung zum Opfer fiel. Es geht nicht

hauptsächlich darum, was das Resultat der Arbeit ist, sondern vielmehr, dass man überhaupt etwas macht und dass die Arbeit gut ist. Das hat etwas sehr Entschleunigendes, was mir nach der intellektuellen Vollladung von zwölf Jahren Schule sehr gut gefallen hat :) Das hat viel mit den Mitgliedern zu tun, die einem eine unglaubliche Freiheit schenken, viel aber auch mit dem Staff des Kfars, die wirklich ausnahmslos alle wunderbare Menschen sind und so viel Liebe in ihre Arbeit stecken und dabei so viel zurückbekommen, dass man sich bisweilen fragt, wer hier Betreuer und wer Betreuer ist.

In die Arbeit und das Leben im Kfar habe ich mich sehr schnell eingelebt. Was für manch einen vielleicht eine gnadenlose Überforderung dargestellt hätte, war für mich genau richtig. Auf der Arbeitsstelle zu wohnen, ist zwar vielleicht sehr zeitintensiv und manchmal auch anstrengend, jedoch hat es den unschlagbaren Vorteil, dass man eins mit der Arbeit wird und sie sehr zu lieben lernt. Auch das Leben mit den Shinshinim in der Komuna mit 21 Menschen hat für mich ein schönes Zuhause auf die Beine gestellt. In 3er und 4er Zimmern zu leben, bringt zwar auch die ein oder andere Spannung mit sich, aber letztendlich sind wir als Gruppe eigentlich nur noch viel näher zusammengerückt, auch in dieser kurzen Zeit.

Doch obwohl das Kfar unser Lebensmittelpunkt geworden ist, hatten wir doch zwischendurch immer noch genügend Zeit, aus dieser Blase, wie es meine berlinerische Mitfreiwillige mal formulierte, herauszukommen und



In Haifa

Israel zu sehen. Viel habe ich von dem nahegelegenen Haifa gesehen. Die drittgrößte Stadt Israels liegt direkt am Meer und am steilen Hang des Carmels. Hier waren wir mal Essen, mal baden, mal feiern gehen und haben eigentlich das erste Mal die israelische Kultur mit voller Breitseite mitbekommen: volle Bars unter freiem Himmel, gute Hummus- und Falafelläden, Cafés unter dicken Bäumen und jüdische Kultur, wohin man nur schaut. Wir fuhren bei unserem ersten Besuch am Freitagnachmittag, also Shabbat-Beginn, Richtung Kiryat Tivon ab und waren auf dem Weg, den Bus zu erwischen, da waren die Straßen im jüdisch-orthodoxen Viertel fast vollständig autofrei und nur orthodoxe Juden in voller Montur pilgerten zur Synagoge. Ich musste im ersten Moment etwas schmunzeln, weil die langen Mäntel und auffallenden Hüte so aus einer anderen Welt schienen, aber

ich gewöhnte mich an diesen Anblick so schnell wie an das gute Hummus und die pappsüßen Säfte. Es ist irgendwie schade und natürlich eine Brandwunde deutscher Geschichte, dass ich mit meinen 19 Jahren bis zu diesem Tag in Deutschland noch niemanden in diesem Aufzug gesehen habe.

Mein nächster Ausflug führte mich mit zwei Mitfreiwilligen nach Nazareth (oder wie es auf Hebräisch ausgesprochen wird Nazrath). Die Stadt, die unter anderem früher einmal Jesus' Jugend den Schauplatz stellte, ist heute überfüllt mit christlichen Reisegruppen aus afrikanischen Ländern und vibriert vor arabischem Leben. Die Stadt ist die kulturelle Metropole der arabischen Israelis und wird auch größtenteils von Arabern bewohnt. Wir besuchten dort die große Church of Annunciation, in der Maria angeblich die frohe Botschaft über ihren Sohn erhalten haben soll. Die griechisch-orthodoxe Kirche fand etwa zweihundert Meter weiter noch einen solchen Platz, da scheint es wohl Uneinigkeiten zu geben... Dummerweise besuchten wir die Stadt an einem Freitag, so waren also alle Läden und auch der arabische Markt in der Altstadt Nazraths geschlossen. Ein Cafébetreiber versicherte uns aber, dass es sehr ratsam sei, in Nazrath feiern zu gehen, weil sie über den jüdischen Ruhetag Samstag geöffnet hätten und man deswegen das ganze Wochenende feiern könne. Wir nahmen uns seinen Rat zu Herzen, hatten aber bisher keine Möglichkeit mehr, das selbst in Augenschein zu nehmen. Der gleiche Mann erzählte uns dann auch die Geschichte seiner Freundin, die aus Kanada kam und mit ihm eine Familie gründen wollte, stattdessen dieses Café gründete, ihn dann aber auf tragische Weise verließ und sich seitdem nicht mehr gemeldet hatte. Er würde das Café aber trotzdem weiterführen wollen, weil es nun auch sein Lebensprojekt

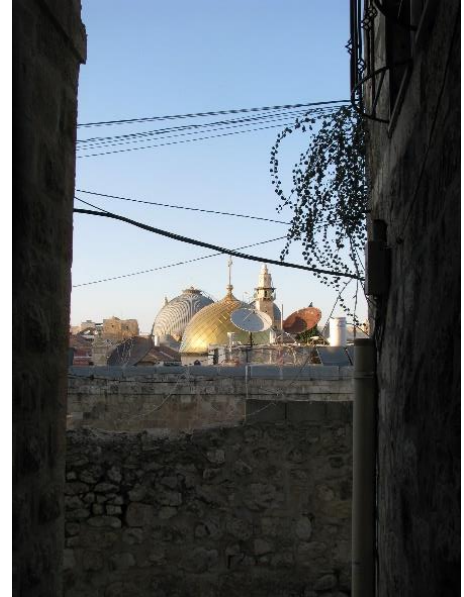


Eine der vielen Gassen in Nazrath

geworden sei und daraufhin pries er seinen guten kachue (Café) an. Was an all dem wirklich dran ist, weiß ich nicht, aber das haben jüdische als auch arabische Israelis gemeinsam: gute Geschichte trumpft langweilige Wahrheit.

Und: viel Essen trumpft wenig Essen. Das bekamen wir zu spüren, als sich langsam das jüdische Neujahr, Rosh Hashana, ankündigte. Das große Festessen für die Angestellten des Kfars nahm in Form eines gnadenlos überladenen Buffettisches mit Essen für mindestens doppelt so viele wie anwesend Gestalt an. Später wurde das auch noch mit einer Show von uns Freiwilligen bekräftigt und ausgedehnt gefeiert. Man merkte es, wir waren direkt in die Feiertagsperiode des jüdischen Jahres hereingestolpert. Denn genau eine Woche später stand Yom Kippur an: ein Tag an dem in Israel alles stillsteht. Kein Bus, kein Auto fährt, kein Flugzeug fliegt, kein Fernseher läuft. Es ist der Tag, an dem die Menschen sich mit Gott versöhnen wollen und an dem sie ins Nachdenken kommen sollen. Das Horn, das geblasen wird, soll die Tore des Himmels öffnen und die Gebete direkt zu Gott vorlassen. Das Horn bei unserer Rosh Hashana Feier war leider verstopft und brauchte eine kurze Durchspülung, bevor es einen Ton von sich gab. Ich hoffe, die Tore standen uns trotzdem offen. Wir haben den Abend von Yom Kippur genutzt, uns auf die Räder geschwungen und sind auf den nahegelegenen Highway gefahren, um einmal die Autolosigkeit am eigenen Körper zu erleben. In Kiryat Tivon herrschte eine unglaubliche Atmosphäre. Mit gedämpften Stimmen kamen viele Familien auf Fahrrädern auf die Straße und unterhielten sich auf riesigen Autokreuzungen oder auf dem Kreisel und wir waren begeistert. Ein Tag zum Nachdenken und zur Ruhe kommen, was eine schöne Tradition.

Das Leben im Kfar wurde immer selbstverständlicher und die Freundschaften mit den Shinshinim immer enger, als wir unser erstes Seminar in Jerusalem abhalten sollten. Ganz aufgeregt und mit großen Augen kamen also insgesamt zwölf deutsche Freiwillige aus ganz Israel zusammen, um eine Woche an dem Ort zu verbringen, der neben den Namen Yerushalaim und Al-Quds, den Titel HOLY CITY trägt. Und man kann es nicht leugnen, das ist sie wirklich! Ich war so eingenommen von der Seele, die dieser Stadt innenwohnt, dass ich ganz vergessen habe, genügend Bilder zu machen. Neben unserem Seminar lernten wir die Stadt kennen und sahen die uralte, lebende Altstadt, die Menschen, wie sie unterschiedlicher und stolzer darauf nicht sein könnten, das Essen, das Leben und dessen Geschichte hier. Es war einfach unfassbar beeindruckend zu sehen, was die geheimnisvolle Stadt Jerusalem wirklich ist. Von den Bars in der Jaffa Street über das jüdisch-orthodoxe Viertel bis hin zur Altstadt und den Straßen Ostjerusalems. Überall sah ich Läden, vermeintlich geheime Seitengassen, alte Gebäude, kleine Innenhöfe und immer: unfassbar verschiedene und unfassbar nette Menschen.



Yerushalaim



Auf dem Weg zum Zion Gate

Doch auch etwas anderes sah man in Jerusalem viel: Menschen mit Waffen. Seien es Polizisten und Soldaten in der Altstadt und ihrer Umgebung oder die Polizei, die bestimmte Plätze unter Beobachtung hielt. Es tut sehr weh, die Altstadt mit Überwachungskameras an jeder Ecke geschmückt und von Militär bevölkert zu sehen. Das fiel mir immer wieder in Israel auf und davor gab es auch gar kein Entweichen, diese Maßnahmen legten sich wie ein bitterer Schleier über all die schönen Dinge, die man dort erlebt. Erschreckend schnell gewöhnt man sich auch an sie, aber ein kleines Stück Entsetzen bleibt immer.

Nach dem Ende des Seminars entschieden sich fast alle Freiwilligen, den Aufenthalt in Jerusalem über ihr Wochenende noch zu verlängern und erst zwei Tage später zurückzukehren. Dafür kamen wir in der Einsatzstelle unserer dortigen Freiwilligen unter, im Deutschen

Archäologischen Institut in Ost-Jerusalem, sprich dem arabischen/palästinensischen Teil Jerusalems, der von Israel besetzt ist. Wir verbrachten zwei sehr schöne Tage und Abende in Jerusalem und staunten immer mehr, wie uns die Stadt einnahm.

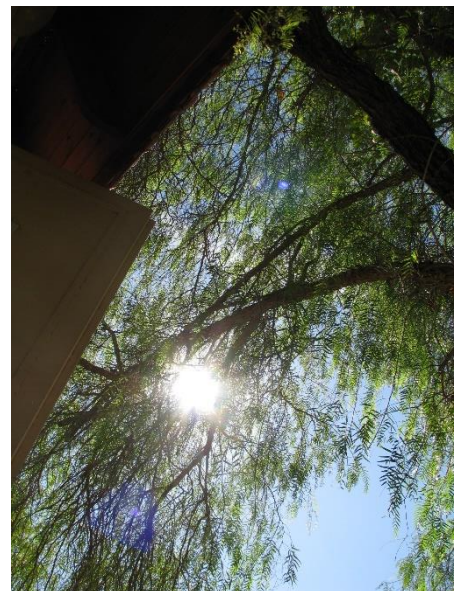
Am Morgen des 7. Oktobers rief ein Freund aus dem Kfar an, es wäre gerade etwas passiert in Gaza. Zunächst waren wir super desorientiert und wussten nicht, was mit der Information anzufangen sei. Nur ein paar Minuten später bestätigten die heulenden Sirenen in Jerusalem aber, was vorgefallen war. Bis wir herausgefunden hatten, wo unser Bunker war, dauert es den ersten Alarm lang, ab dem zweiten Alarm wussten wir, wohin wir gehen sollten, und liefen dann immer, sobald man wieder die Sirene hörte, zügig in den Keller, um dort zu warten, bis man wieder die Schutzräume verlassen durfte. 45 Sekunden vom Alarm bis zur Gefahr und dann 15 Minuten im Bunker wegen eventueller Nachraketen. Es halfen uns auch die Angestellten des Instituts. Das ging noch den ganzen Vormittag so weiter, bis gegen Nachmittag es keine Alarme mehr gab und wir uns etwas ausruhen konnten. Die Alarme waren zwar sehr beunruhigend und wir standen sicherlich alle unter Strom, doch da wir auf dem Gelände mit einem arabischen Krankenhaus saßen, fühlten wir uns zumindest recht sicher. Auch vertrauten wir sehr auf Israels Raketenabwehrsystem Iron-Dome das den überwiegenden Teil aller Raketen abfangen kann. Nach einem kleinen Mittagessen (frische Pita und Hummus) konnte man draußen aus der Richtung Al-Aqsa-Moschee einen einsamen Muezzin hören, der in der Stille fast gespenstisch klang. Wir verstanden nicht, was der Inhalt war und hofften, dass es ein Friedensaufruf sei, vielleicht war das zu optimistisch.

Schwierig gestaltete sich die Ausreise aus Jerusalem zurück ins Kfar. Alle rieten uns dringend, aus Jerusalem abzureisen, um aus der Raketenreichweite Gazas zu kommen. Nach einigen Telefonaten stand fest, wir würden trotzdem einen Tag länger in Jerusalem bleiben und erst am folgenden Tag zurückzufahren. Das hing mit den Auswirkungen des Angriffs zusammen: in Jerusalem gingen sowohl Palästinenser als auch Israelis (darunter auch jüdische Siedler in Ost-Jerusalem) auf die Straße und wurden gewalttätig. Auch die Altstadt wurde zeitweise abgeriegelt. Es war eine gute Entscheidung zu bleiben, denn überall in Ost-Jerusalem hörten wir Schüsse, wobei unklar war, ob es Schüsse in die Luft als Zeichen von Euphorie oder zielgerichtete Schüsse waren. Trotzdem jagten sie uns Angst ein. Das bestätigte, es ist unklug, ein Taxi durch Jerusalem, geschweige denn einen Bus über Land zu nehmen. Für Ost-Jerusalem folgten keine Alarme mehr und wir verbrachten den restlichen Tag in dem Institut.

Auch in der Nacht mussten wir nicht mehr in den Bunker, sodass wir am folgenden Tag noch eine Freundin auf sammelten, das Taxi zum Jerusalemer Bahnhof und den Zug Richtung Haifa nahmen. Die Fahrt lief absolut problemlos und wir waren ehrlich gesagt überrascht, wie schnell das Leben in der Jerusalemer Innen- und Altstadt wieder zu einer gewissen Geschäftigkeit zurückgekommen war. Die Straßen waren zwar ruhiger, aber nicht leer. Einen Tag nach dem Angriff.

Im Kfar angekommen, fanden wir eine emotional völlig zerstörte Komuna wieder. Einige Shinshinim waren zu ihren Familien gefahren, einige waren geblieben. Aber alle, egal, ob ihren Familien oder Freunden etwas passiert war, waren am Boden zerstört. Von der Lebensfreude vor unserer Abreise war nichts mehr zu spüren. Vom einen auf den anderen Moment hatte sich unser aller Leben auf hässliche Weise verdreht und das war für alle unerträglich. Einige Mitarbeiter des Kfars übernahmen in den ersten Tagen Hilfsarbeiten für die Armee und fuhren beispielsweise Soldaten und Ausrüstung hin und her, unter anderen auch der Rabbi des Kfars, der schon über 80 Jahre alt ist.

So verbrachten wir, stark bemüht, die Routine für die Member so gut es ging aufrecht zu erhalten, einige Tage im Kfar, in denen wir weiterarbeiteten, viel redeten, manchmal weinten und lecker aßen, als Trost. Es war schwer, den Kopf nicht hängen zu lassen, bei den Nachrichten, die uns jeden Tag erreichten, aber wir taten uns zusammen und versuchten wenigstens zusammenzustehen. Langsam schlich sich bei den deutschen Freiwilligen aber auch der Gedanke ein, was wäre, wenn uns unsere Organisationen zurückholen würden? Die ersten Tage dachten wir einfach nicht daran und versuchten optimistisch zu bleiben, bis wir vom föf den Anruf bekamen, dass wir morgen früh ausreisen müssten, mit dem Bus nach Amman in Jordanien und von dort mit dem Flugzeug nach Frankfurt. Die anderen Organisationen würden alle anderen Freiwilligen in den nächsten Tagen auch zurückholen. Wir waren unheimlich geschockt, unser Zuhause verlassen zu müssen und packten in der Verwirrung alles zusammen, was wir glaubten, für einen deutschen Herbst zu brauchen, beantragten schnell das Visum für Jordanien und machten abends noch ein riesiges Abendessen mit allen, die in der Komuna waren.





Die Straße vor unserer Unterkunft in Amman

Als wir im Bus von der deutschen Botschaft in Tel-Aviv über die Jordan-River-Grenze fuhren, war auch kein Platz mehr für Vermissten oder Trauer, zu viele Ereignisse in zu kurzer Zeit, als dass wir verstanden hätten, was hier vor sich ging. In Amman angekommen, hatte der fof glücklicherweise für uns eine Unterkunft finden können. Wir sollten in einer Schule untergebracht werden, in der auch deutsche Freiwillige arbeiteten. Wir waren sehr dankbar, wie uns die Schule versorgte und uns die Zimmer bereitstellte.

Auch die Freiwilligen dort haben uns sehr offenherzig aufgenommen und beherbergt. In

dieser Schule verbrachten wir zwei Tage, bis unser Flug ging. Sie waren gefüllt mit vielen Gedanken, übers Knie gebrochenem Optimismus und sehr viel Warten. Als wir die Schule verließen und uns zum Flughafen aufmachten, saß uns allen ein Kloß im Hals.

Auf der weiteren Rückreise blieben wir schließlich dank längerem Flug (über den Sinai und nicht über den gesperrten Luftraum von Israel) und längeren Einreisekontrollen (vielleicht weil wir aus dem Nahen Osten kamen. Alle fünf Sprengstofftest...) an unserem Umstiegsort Wien hängen und mussten dort spontan noch übernachten. Erst am Folgetag also landeten wir in Frankfurt, wo wir von unseren Eltern abgeholt und von den herbststürmisch gefärbten Wolken und den taumelnden Blättern angestarrt wurden.



Und da bin ich wieder.
Zurück in Deutschland.
Alles ist anders passiert als ich gedacht hatte.
Für tausende von Menschen.

Wie gesagt.
Es ist ein schweres Grau mit denen die Wolken gemalt sind.

Lasst uns die Hoffnung nicht verlieren.
Denn das habe ich gelernt.

להיתראות!